



Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 130.

Dienstag, 5. Juni.

1928.

(2. Fortsetzung.)

Im langen Bruch.

Roman von Hainz Alfred von Byern.

(Nachdruck verboten.)

Von jenem Tage an waren wir geschiedene Leute. Jahre sind seitdem vergangen, aber ich würde heute nicht anders handeln wie damals. Von Tag zu Tag habe ich gewartet, daß Lühe eine Aussöhnung anbahnen sollte, denn er war der Jüngere, und ich war in meinem guten Recht. Stattdessen ließ er einen Teil seines Neviere, der an die Steinrüder Felder grenzte, eingattern und mit Einsprüngen versehen, natürlich griff ich zu Gegenmaßregeln, die Brieckower Fasanen wurden an der Grenze abgeschossen, die Krone eines Boden, der schwer krank ins „lange Bruch“ geflüchtet war, lieferte ich nicht aus, und so bildeten sich mit der Zeit jene unerquicklichen Verhältnisse heran, wie sie heute noch bestehen und durch das heutige Benehmen Lühes dir gegenüber eine neue Verschärfung erfahren haben.

Nun weißt du, wie alles kam, ich bedauere nur, daß wir im vorliegenden Falle wirklich keine Handhabe besitzen. Lühe ist in seinem Recht, und du wirst selbst nicht wollen, daß ich, der ich sein Vater sein könnte, ihm gute Worte geben soll!“

Hertha hatte schweigend zugehört.

„Nein, Väterchen, gewiß nicht, ach, wenn doch damals Rosenow das Geweih behalten hätte!“

„Liebes Kind, geschehene Dinge lassen sich nun einmal nicht ändern, vielleicht ist es ganz gut, daß alles so kam, und nun, du wirst müde sein, wir wollen rasch zu Abend essen, dann gehe nur bald zu Bett, am besten ist es, man verschläft seinen Ärger.“

Aber der ersehnte Schlaf wollte sich nicht einstellen. Schließlich stand Hertha auf, kleidete sich an und trat an das offene Fenster, durch das weich und warm die Nachts Luft ins Zimmer strömte.

In dem Himmelsdom schimmerten in ruhigem, sterinem Glanze die Sterne.

„Das junge Mädchen stützte den Kopf in die Hand, eine seltsam träumerische Stimmung überkam sie.“

Warum nur konnte sie Lühe nicht böse sein, unglaublich hatte er sich benommen, einfach unglaublich, und wieder sah sie seine Blicke, halb spöttisch, halb bewundernd auf sich gerichtet.

War das wirklich derselbe Jochen, der, als ihre Lieblingspuppe in den Teich gefallen war, ohne sich nur einen Augenblick zu bemühen, hinterdrein sprang, im guten Sonntagsanzug, Jochen, der ihr den jungen Turmjaschen und die beiden Edelmärder gezähmt hatte.

Jochen, der sie beim Abschied — küßte?! Ob er wohl noch an den Kuß dachte?

Und plötzlich legte Hertha Steinrück das Köpfchen mit den wundervollen, schweren, braunen Flechten auf die Arme und weinte bitterlich.

Knarrend und ächzend hob die alte Turmuhr an und schlug dröhrend zwölf lang nachhallende Schläge.

Leise raunte und rauschte der Nachtwind in den Bäumen des alten Parkes.

2. Kapitel

Jochen von der Lühe war erst gegen Morgen eingeschlafen, und als er nach kurzem, schwerem, traumlosem

Schlummer erwachte, fühlte er sich an allen Gliedern wie zerschlagen.

Auf dem Kaffeetisch lag die säuberlich abgesetzte Krone des Boden; Jochen nahm sie in die Hand und betrachtete sie nachdenklich, plötzlich schien ihm ein Gedanke zu kommen, denn ein Lächeln huschte über seine Züge, und er drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel. Gleich darauf trat der Diener ein.

„Richard, sieh' doch mal nach, ob auf dem Boden noch eine Gewehrliste herumsteht, und dann bring' noch ein Kästchen und etwas Holzwolle mit, ich will diese Rehkrone hier verpacken! vorher kannst du sie aber zum Tischler tragen, er soll sie sofort auf ein Wandschild aufsezten!“

„Zu Befehl!“

Richard, der in Potsdam Lühes Burjche gewesen war und ihn dann nach Brieckow begleitet hatte, machte militärisch kehrt.

Während Jochen behaglich den braunen, aromatisch duftenden Trank schlürzte und ein Brötchen mit goldgelber Butter bestrich, überflog er die Aufschriften der mit der Frühpost eingegangenen Briefschaften.

Hm, — eine Abrechnung der Uckrower Molkeriegenossenschaft, der Zuckerrübenfabrik und des Elektrizitätswerkes, ein paar Drucksachen, Anpreisungen von landwirtschaftlichen Maschinen und Düngemitteln, dann die Zeitungen, der „St. Hubertus“-Cöthen, die „Deutsche Tageszeitung“ und noch ein Privat-Schreiben, schweres Büttenpapier mit kllobigen, eckigen Schriftzügen; Lühe riß den Umschlag auf und las:

„Sehr geehrter Herr von der Lühe!

Würden Sie uns die Freude machen, am Samstag, den 5. August, abends 1/2 Uhr, einen Löffel Suppe bei uns zu nehmen? U. A. w. g.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Amtsrat W. Lohmeier und Frau.

K. P. Domäne Glenzig bei Uckrow, 27. 7. 19.“

Jochen seufzte, diese Massenabschüttungen waren etwas Schreckliches, aber es half nichts, er mußte zusagen, schließlich, — man mochte sich ein paar Stunden, und dann war der Schmerz vorüber.

Natürlich würden die Steinrücks auch da sein, wieder lächelte Lühe, was wohl Hertha und der alte Graf sagen möchten, wenn die Büchslinte und die Rehkrone eintrafen, wie er das nur hatte vergessen können, am 30. war Herthas Geburtstag, na, das sollte dann eine kleine Überraschung werden, nur schade, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte.

Der Diener kam zurück.

„Die Gewehrliste habe ich in das Arbeitszimmer gestellt, soll ich die Krone gleich mitnehmen?“

„Ja, und warte beim Tischler, bis sie fertig ist, du kannst dann die beiden Kisten mittags mit dem Einspanner nach Uckrow bringen.“

Lühe stand auf und ging in das Wohnzimmer hinüber. Er zündete sich eine Zigarette an, blätterte erst noch ein wenig in den Zeitschriften und griff dann zur

Feder, die leise knirschend über das gelblichweiße Elsen-
beinpapier des Bogens huschte:

„Gnädigste Gräfin!

Gestatten Sie mir, Ihnen anliegend mit den auf-
richtigsten Glückwünschen zu Ihrem Geburtstag die
Krone Ihres ersten, mit gutem Blattschuh gestreuten
Boces zu übersenden, zugleich mit dem Wunsche, daß
diesem „Ersten“ noch mancher ebenso Kapitale folgen
möge! Die Büchselflinte, die ich noch am gleichen Abend
eigenhändig durchgezogen habe, und der ausgebrochene
Bock folgen mit gleicher Post von Uckrow aus. Mit der
Bitte, Ihrem hochverehrten Herrn Vater meine gehor-
samsten Empfehlungen zu übermitteln,

verbleibe ich, gnädigste Gräfin,
in ausgezeichneter Hochachtung
stets Ihr ganz ergebenster
Jochen von der Lühe.“

„So, das habe ich sehr schön gemacht!“ Jochen steckte
den Bogen in einen Umschlag und schrieb dann drei
Paketadressen aus: „Ihre Hochwohlgeborenen, Gräfin
Hertha Steinrück auf Schloss Steinrück, Post Uckrow“,
dann fügte er hinzu: „Durch Eilboten zu bestellen!“

An der Tür klopft es. — „Herein!“

Förster Kehler stand auf der Schwelle, eine Hüneng-
gestalt mit schlöhweißem Vollbart und scharfen, blitzen-
den Augen unter buschigen Brauen. Seit mehr als
dreißig Jahren stand er in den Lüheschen Diensten, und
unter seiner Anleitung hatte Jochen das erste Huhn, den
ersten Hasen geschossen.

„Ah, Morgen, lieber Kehler, nun, was bringen Sie
denn Gutes?“

Der Alte machte ein bärbeißiges Gesicht.

„'s ist leider nicht viel Erfreuliches, gnädiger Herr,
wollte, ich könnte was Besseres melden!“

„Na nu? Aber kommen Sie, so, hier ist'n Tobak
und hier Feuer, setzen Sie sich und schießen Sie los!“

„Danke gehorsamst!“ Kehler passte eine mächtige
Rauchwolke vor sich hin.

„Ja, also der Helm, der damals wegen Schlingen-
stellerei im Rückfall zweieinhalb Jahre aufgebrummt
bekam, ist vor acht Tagen entlassen worden, und nun
sitzt er frisch und gottesfürchtig in seiner Käte, dicht an
dem Forst, das alte Spiel kann also von neuem be-
ginnen!“

„Ja, daß dich das Mäuslein heißt! Das ist freilich
ne unangenehme Sache, natürlich wird der Kerl wieder
seiner ehrenwerten Beschäftigung nachgehen, oder glau-
ben Sie, daß er durch den Aufenthalt hinter den schwä-
bischen Gardinen gebessert ist?“

„Kein Gedanke! Die Käte läßt das Mausen nicht,
überdies, ich traf vor einer Stunde meinen Kollegen,
den Förster Heinle aus Selchow, im Staatlichen sind
vorgestern abend kurz nacheinander zwei Büchsenbüchse
gesunken, und als Heinle am andern Morgen mit seinem
Botan nachsuchte, fand er hart an der Demminer
Grenze einen Bock, dem nur die Krone ausgejagt war.“

„Hm“, Lühe streifte die Asche von seiner Zigarette ab,
das spräche eigentlich gegen Helms Täterschaft, denn
dem ist es doch hauptsächlich um das Wildpret zu tun,
und ich traue es ihm auch nicht zu, daß er mit der Schuß-
waffe wildert.“

Kehler zuckte die Achseln.

„Im Gefängnis wird er schwerlich besser geworden
sein, vermutlich aber noch einiges dazu gelernt haben,
und da es Herr Forstmeister Rosenow war, der ihn
seinerzeit zur Anzeige brachte, könnte es sich eher um
einen Racheakt als um einen Wilddiebstahl handeln,
zuzutrauen ist dem Helm jedenfalls alles!“

Jochen dachte einige Augenblicke nach und trommelte
mit den Fingerspitzen auf der Tischplatte.

„Wenn man ihm nun eine höhere Summe böte und
ihm seine Baracke abkaufe unter der Bedingung, daß
er auswandert und sich in der Gegend nicht mehr blicken
läßt?“

„Um Gottes willen, gnädiger Herr“, Kehler fuhr
ganz entrüstet auf, „das wäre ja eine moralische Banke-
rotterklärung, und obendrein würde uns der Lump nur
auslachen! Meines Wissens hat übrigens Graf Stein-
rück schon mal einen ähnlichen Vorfall aemacht, aber

der Helm erklärte einfach: Hier bin ich, und hier bleibe
ich. Nein, da gibt es nur ein Mittel, wir müssen Tag
und Nacht auf dem Posten sein, um ihn auf frischer
Tat abzufassen, und darauf werden wir wohl nicht all-
zulange zu warten brauchen!“

„Na, wie Sie meinen, liegt sonst noch etwas vor?“

„Zwohl, gnädiger Herr, sogar etwas außerordent-
lich Wichtiges! und er sah sich um, als fürchtete er, daß
irgend ein Lauscher in der Nähe sei.

„Was Sie nicht sagen!“ Lühe lachelte belustigt: „Sie
machen mich ja ganz neugierig!“

„Glaub' ich, gnädiger Herr, glaub' ich“, und plötzlich
platze er mit der großen Neuigkeit heraus: „In Jagen
14, gegenüber dem „langen Bruch“, steht ein ganz hoch-
kapitaler Hirsch, ein Achtzehnender, wie ich in den
fünfzig Jahren, seit ich die Büchse führe, noch keinen ge-
sehen habe!“

„Donnerwetter! Und Sie sind Ihrer Sache ganz
sicher?“

„Vollkommen! Zweimal habe ich den Hirsch ge-
sehen, zum erstenmal heute vor acht Tagen, da trug er
noch Bast und hatte sich im raumen Stangenholz niederge-
setzt, und dann am vergangenen Mittwoch, da hatte
er schon angefangen, zu fegen. Ich kam gerade von der
neuen Anpflanzung in Jagen 16, als ich es in der
Suhle, dort, wo wir im Frühjahr die Salzlecke angelegt
haben, plötzlich hörte, leise pirschte ich mit gutem
Wind näher und nun sah ich den Kapitalen, ganz schwarz
von Schlamm und Moder, eine richtige Kruste hatte er
auf der Decke — und das Geweih“. — Kehler machte
eine Kunstpause und schöpfte Atem, dann breitete er die
Arme aus wie Windmühlenflügel: „Auslage mindestens
einen Meter, Stangen stärker als mein Arm, auf jeder
Seite neun Enden, die Augiproszen fast im rechten Win-
kel nach oben gebogen —, das ist ein Geweih, das sich
auf der deutschen Geweihausstellung in Berlin mit Kug-
hand einen Becher holt, bessere Hirsche gibt es in Ro-
mitten und in den Pleißischen Revieren auch nicht!“

„Donnerwetter!“ sagte Jochen noch einmal, „wenn
er nur nicht über die Grenze dummkopft!“

„Das ist es ja eben! Gerade dort stoßen die
Briegower, Demminer und Steinrücke Forste zusammen,
und drei Wochen dauert es mindestens, bis das Geweih
fertig ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Haißischfang am Äquator.

Skizze von Theo Böppelmann.

Seit drei tödlich langen Wochen liegt die „Naiade“, eine
Viermastbarke, in vollkommener Windstille am Äquator.
Träge läuft die hohe Dünung gegen die Bordwand an. Un-
erträglich, nervenaufreibend ist der eintönige Gesang der
Tafelage.

Verdrießlich, unlustig arbeitet die Mannschaft. Kein
Segel taucht am Horizont auf. Ganz allein sind wir in der
ungeheuren Wasserwüste. Wir liegen in der Mitte des
Atlantiks, zwischen den beiden Kontinenten Afrika und
Amerika, außerhalb des Dammskurses, so daß wir selbst auf
das zweifelhafte Vergnügen verzichten müssen, zu sehen, wie
Dammer stolz an dem ohnmächtigen Segler vorüber rauschen.

Kein Seevogel hält sich in diesen Breiten auf, sehr selten
finden in dem wunderbar klaren Wasser Fische zu sehen. Hin
und wieder nur zeigen sich Delphine in der Umgebung des
Schiffes, kommen aber meist nicht so dicht heran, daß sie han-
gen können. Mit hungrigen Augen sehen wir sie abziehen. Der Gang hätte endlich mal eine Abwechselung
in die Eintönigkeit der Tage und die Reihenfolge der Pro-
vinzien gebracht. Obwohl wir sicher nicht verwöhnt
sind, ist es doch ein übermäßiger Genuss, mittags madige
Erbse- oder Bohnensuppe mit durch Alter grün gewor-
denem Salzfleisch löffeln zu müssen; oder morgens und
abends im „Kaffee“ Hartbrodt aufzuweichen, aus dem vorher
sette, weiße Maden und kleine, braune Käfer geklopft wer-
den müssen.

Auch von Haißischen hatten wir merkwürdigerweise bis
jetzt nichts zu sehen bekommen, obwohl diese sehr häufig in
der Nähe des Äquators anzutreffen sind. Endlich, es war
zu Anfang der vierten Woche unserer Flotte, bemerkten wir
ein kleines Fischchen von etwa Heringsgröße, dessen Leib mit
dunklen Ringen gezeichnet war und das lustig um das Schiff
herum schwamm. Ein Pilot! Ein Losenfisch!

„Hai unterm Schiff.“ Freudig geht der Ruf von Mann zu Mann. Es kommt vor, daß große Haie zwei, selbst drei Raubfische bei sich haben. Aus welchem Grunde letztere ständig die großen Raubfische begleiten, ist wohl noch nicht einwandfrei festgestellt. Jedenfalls röhren diese Fische nichts an, was über Bord geworfen wird, sondern scheinen nur festzustellen, ob es für den Raubritter, dem sie als Knappe dienen, zum Fraß geeignet ist.

Der Steuermann befiehlt jetzt dem Koch, ein großes Stück Salsipede zu holen. Mittlerweile ist die eiserne Kette mit dem großen Haken an einem Hanftau befestigt worden, das durch einen Block des Bootsdavits läuft und dessen Ende um das Gangspill gelegt wird. Der Koch kommt mit einem fast vierfündigen Stück Speck angelauft; es wird so an den Angelhaken befestigt, daß dieser davon vollkommen verdeckt ist. Mit weitem Schwunge fliegt der Köder über Bord und fällt klatschend auf das Wasser. Gleich darauf schwimmt der Pilot, wahrscheinlich durch das Geräusch herbeigelockt, eilig hinzu, stößt mit dem Maul auf, dreimal gegen den Speck, um dann blitzschnell zu verschwinden.

Mit großer Spannung warten wir auf das Erscheinen des Haies. Über die Reling gebeugt, sehen wir plötzlich einen gelblichen Schatten unter dem Schiff hochkommen, der sich unter Führung seines Lotsen langsam dem Köder nähert. Es ist ein Hai von etwa zehn Fuß Länge, also mittlerer Größe. Großen Hunger scheint die Bestie nicht zu haben, denn, nachdem sie mehrmals um das Stück herumgeschwommen ist, verschwindet sie wieder.

Auso den Köder wieder an Bord geholt, und nochmals geworfen. Wieder kommt der Pilot; wiederum erscheint der Hai. Ob er mittlerweile Appetit bekommen hat oder über seine gestörte Siesta ergrimmt ist, steht dahin. Jedenfalls legt er sich plötzlich so stark auf die Seite, daß sein großer, aufgespannter Rachen mit den vielseitigen, scharfen Zähnen deutlich sichtbar wird. Mit einem gewaltigen Aufschlag an der Fangleine ist der Bissen verschlungen. Hurra! Schnell bemannen mit die Handspeichen und laufen lustig um das Gangspill herum. Näher und näher wird der Raubfisch an das Schiff gezogen. Scheinbar erstarrt, leistet er keinerlei Widerstand. Angstlich umkreist der Pilot seinen Herrn, als wittere er Unheil. Jetzt stößt der Hai mit einer Seitenlosse an die Schiffswand. Als habe ihm die Berührung derselben das Leben wiedergegeben, schnellt er plötzlich mit einem ungeheuren Sprunge aus dem Wasser. Darauf beginnt ein schauerlich-schöner Kampf. Wenn ihm keine gestellt wird, so daß er mehr Bewegungsfreiheit hat, tastet er wie unsinnig davon; lehrt, wenn er den Haken fühlt, um, als wolle er das Schiff angreifen; schwimmt in die Tiefe; kommt wieder hoch; peitscht mit mächtigen Schwanzschlägen das Wasser; liegt sekundenlang still, um mit rasender Wut aufs neue den Kampf für seine Freiheit aufzunehmen. Aber zu tief fällt der Haken. Immer wieder wird der Räuber dicht ans Schiff geholt. Sobald sich aber sein Kopf etwas aus dem Wasser hebt, beginnt er so furchtbar zu arbeiten, daß wir ihm notgedrungen wieder Leine geben müssen, damit der Haken nicht ausreicht.

Endlich, nach einer Viertelstunde, scheint der Hai so ermattet zu sein, daß wir nun nicht nochmals nachgeben, sondern ihn so hoch aus dem Wasser ziehen, daß sein Kopf den Eisenblock am Bootsdavit berührt, während die Schwanzspitze noch unter Wasser steht. Eben ist der Zimmermann dabei, um den hängenden Fischkörper eine Schlinge zu schlagen, damit der untere Teil desselben leichter an Deck geholt werden kann, als plötzlich die schwere Masse wieder ins Wasser gleitet und der blutige Haken leer in der Luft schaukelt.

Donnerkiel — die ganze Arbeit umsonst! Sehr geistreich werden wir da wohl nicht ausgesehen haben. Wir denken natürlich, daß wir unsern „Freund“ niemals wiedersehen würden, aber wir sollen uns verrechnet haben. Mit einem Male sehen wir ihn wieder hochkommen und wie einen wütenden Stier auf das Schiff losrennen. Bald taucht er an der Steuerbord-, bald an der Backbordseite auf. Deutlich können wir die kleinen, tückischen Augen erkennen, aus denen er uns mit giftigen Blitzen mustert. Sollen wir es nochmals probieren? Noch ein Stück Sved, diesmal aber fünf Pfund schwer, wird an die Angel getan. Um die Aufmerksamkeit des Belagerers zu erregen, liegt zuerst ein Stück Eisen über Bord, so daß die Wellen hoch auftreiben. Sofort hinterher der Svedhaken.

Wird er kommen — nimmt er nochmals den Köder an? Wir liefern vor Aufregung und Kampfslust. Über der Tiger des Meeres faulst nicht lange. Mit unerhörter Wut kommt er herangeschossen; wirkt sich blitzschnell herum; erfaßt den Brocken und stößt mit ihm in die Tiefe.

Immer mehr Leine wird gegeben. Der Hai ist diesmal unter dem Schiffe hergeschwommen, und bedächtigend reibt sich das straff gespannte Hanftau an dem Schiffsskelet.

Doch endlich scheint seine Kraft gebrochen zu sein. Nach und nach holen wir das Tau wieder ein; willenslos folgt das erstickte Tier nach. Mit geschicktem Wurfe wird die Schlinge um seinen Leib gelegt, angezogen — und endlich fällt der große Körper schwer auf das Deck nieder. Schnell stoßen wir dem Hai eine Handspeiche in den Rachen, in die sich die furchtbaren Zähne tief eingraben. Dann setzt sich der Zimmermann ritlings auf den Fisch, und trennt mit Scharfen Beilhieben den Schwanz, der mit ungeheurer Kraft hin und her schlägt, vom Rumpfe. Überwunden! wenn auch auf grausame Weise. Tief ausgeprägt ist der Hass der Seeleute gegen diese Menschenfresser. Zu oft sind Männer, die über Bord fielen, vor den Augen der Kameraden von diesen Bestien zerfleischt worden. Den Haien gegenüber kennt der Seefahrer kein Mitleid. Der Leib wird nun aufgeschnitten, um den Mageninhalt festzustellen. Außer einer Konservenbüchse kommen nur Fisch- und Schleimtierüberreste in Frage. Der Zimmermann schneidet noch einen großen Lappen von der Haut ab, die so rauh ist, daß sie als Erbsaft für Schmierpapier dienen kann, dann wird der Kadaver nebst abgetrennten Teilen wieder über Bord geworfen.

Haiabschlachten gelten in China als Delikatesse. Uns ist der scharfe Moschusgeruch, den jeder Hai ausströmt, so widerwärtig, daß wir auf diesen Genuss gern verzichten. Rührend ist es zu sehen, wie der Pilot, der das Schiff keinen Augenblick verlassen hat, sich um seinen toten Herrn bemüht. Unaufhörlich stößt er mit dem Maule gegen den Rumpf an, als wolle er ihn auffordern, in den weiten Jagdgälden das Morden erneut aufzunehmen. Nach langer Zeit erst schwimmt er langsam davon, andere Raubritter aufzusuchen, denen er seine Knappendienste anbieten kann.

Nach einunddreißig langen Tagen beginnt sich am Horizont die Oberfläche der glatten Dünnungsberge zu kräuseln. Eine Viertelstunde später hat uns die Brise erreicht. Die Rächen werden angebräst, und bald klingt das langenbeherrte Ohren.

Hygiene und Heilkunde

Warum müssen wir Schmerzen empfinden? Grausam und brutal klopfst der Schmerz an unseres Bewußtheins Pforte und erzwinge dich Aufmerksamkeit, ob wir wollen oder nicht. Nicht so sehr die Krankheiten sind es, die den Menschen zum Arzt treiben, als vielmehr der Schmerz, und vom Arzt verlangen wir in erster Linie Erlösung von den Schmerzen und dann erst Heilung von der Krankheit. Wozu aber die Grausamkeit der Schmerzen überhaupt? Ein Mensch geht barfuß und tritt sich einen Dorn in den Fuß. Wie ein Blitz meldet es der Schmerz, und im Nu wird der Fuß zurückgezogen. Wäre der Schmerz nicht, der Mensch würde ruhig seines Weges weiterwandern und sich vielleicht noch viele Dornen in den Fuß treten. So aber ist er gewarnt. Und noch ein Vorteil: er tritt mit dem verletzten Fuß nicht fest auf. Er schont ihn. Damit ist die beste Gewähr für rasche und sichere Heilung gegeben. Die Schmerzempfindlichkeit ist an verschiedenen Stellen des Körpers verschieden. Ein winziges Staubkörnchen verursacht im Auge die größten Schmerzen, während das gleiche Körnchen in Mund und Nase überhaupt nicht zu spüren ist. Die furchtbartesten Schmerzen bereitet eine Entzündung. Das hat eine große heilsame Bedeutung, denn die entzündeten Teile haben zur Heilung die äußerste Ruhe nötig. Durch nichts läßt sich Ruhe aber so leicht erzwingen, als wenn jede Bewegung Schmerz bereitet. Oft hört man die Vorstellung, daß je tiefer man in den Körper eindringt, um so stärker die Schmerzen seien. Das ist aber grundsätzlich. Da die inneren Organe sehr geschützt sind, so haben sie nicht das Bedürfnis, Schmerzen zu empfinden. Leber, Milz, Nieren, Sehnen, Knorpel, Knochen, das Herz und die Lungen sind völlig unempfindlich. Nur die Körperteile sind schmerzempfindlich, denen die Schmerzen von Nutzen sein können, und sie sind um so empfindlicher, je verselbstlicher und schußbedürftiger sie sind und je mehr sie von uns mit bestimmter Absicht stillgelegt werden können. Es gibt Kräfte, denen die Schmerzempfindung für bestimmte Körperteile vollständig fehlt, aber das sind natürlich Ausnahmen. Im allgemeinen kann man sagen: der Schmerz ist ein Mahner und Berater, Lehrmeister und Erzieher.

Scherz und Spott

In der Naturkunde. Der Lehrer hat ein Gefäß mit Goldfischen mit in die Schule gebracht und fragt nun die Kinder: „Kann mir eins von euch sagen, was ein Goldfisch ist?“ — Da hebt die kleine Lilli den Finger: „Ich weiß es, Herr Lehrer, das ist eine Sardine, die sehr reich geworden ist.“

Die Welt der Frau

Wer ist klüger: „Er“ oder „Sie“?

Von der geistigen Veranlagung der Frau.

Von Eva Langen.

Wenn man die geistige Veranlagung der Frau beurteilen und mit der des Mannes vergleichen will, muß man sich zunächst darüber klar werden, ob es überhaupt eine typisch weibliche geistige Veranlagung gibt. Nimmt man den Begriff „geistig“ als Zusammenfassung aller inneren Kräfte, als Gegensatz zu den körperlichen, schließt man also die Psyche mit ein, so ist es selbstverständlich, daß dann zwischen dem weiblichen und männlichen Geist ein grundlegender Unterschied besteht. Fasst man aber den Begriff „Geist“ enger, als gleichbedeutend mit Verstand, Intellekt, so wäre der Beweis erst nachzuholen, daß wir es tatsächlich mit einem höherwertigen männlichen und einem minderwertigen weiblichen Verstand zu tun haben.

Was der Frau bis vor etwa einem Jahrzehnt fehlte, war die Möglichkeit, ihre Fähigkeiten in der gleichen Weise auszubilden, wie der Mann. Ob durch das dauernde Brachliegen geistiger Kräfte diese allmählich im Laufe von Generationen verkümmern, wie das bei körperlichen nachgewiesen ist, kann man vielleicht annehmen, doch wird es kaum möglich sein, es einwandfrei festzustellen.

Trotzdem hat man nie davon gehört, daß etwa in den Ländern, wo Koedukation besteht, die Leistungen der Mädchen in der Mathematik hinter denen der Knaben zurückbleiben. Selbstverständlich ist es auch nicht als absolutes Plus auf das weibliche Konto zu buchen, daß z. B. in den weiblichen Gymnasialkursen, die unter Dr. Käthe Windscheids Leitung in Leipzig bis zur Eröffnung der staatlichen Studienanstalten bestanden, gerade in der Mathematik ganz hervorragende Leistungen erzielt wurden, denn hier handelte es sich natürlich um eine Auslese der Allerküttigsten. Über die Resultate der Studienanstalten kann wegen der Kürze ihres Bestehens noch kein abschließendes Urteil gefällt werden.

Das gleiche gilt in bezug auf die politischen Leistungen der Frau, denn, ähnlich wie für die Mathematik, wird ihr von gewissen Seiten auch die Fähigkeit für Politik abgesprochen. Wer aber die Broschüre von Regine Deutsch über parlamentarische Frauenarbeit zur Hand nimmt, der wird doch einigermaßen Hochachtung empfinden, wenn er daraus erfährt, welche Fülle positiver Arbeit in dem so relativ kurzen Zeitraum politischer Betätigung von den Frauen geleistet wurde. Tatsache ist natürlich, daß sich Frauen, wie Dr. Gertrud Bäumer und Dr. Marie Lüders — und von der Arbeit dieser beiden Frauen handelt der größte Teil der erwähnten Broschüre — auch schon bevor sie im November 1918 politisch mündig gesprochen wurden, sehr eingehend mit den in Frage kommenden Gebieten beschäftigt hatten, und es ist ein Glück, daß ihre wertvolle Arbeit nun dem Vaterlande Nutzen bringen kann.

Man könnte vielleicht einwenden, daß zwei Schwalben noch keinen Sommer machen, aber man muß dagegen unsere Sicherung auf Treu und Glauben annehmen, daß wir noch viel mehr „Schwalben“ zur Verfügung haben, wenn sie auch vielleicht nicht völlig an die Bedeutung der beiden erstgenannten herantreichen. Aber sie erreichen und überragen doch zum Teil sogar das geistige Durchschnittsniveau der männlichen Abgeordneten, und den Beweis dafür zu erbringen, scheitert nur an der heute noch bestehenden Schwierigkeit, Frauen in führende politische Stellen zu bringen. Hoffen wir, daß diese Schwierigkeit in dem Maße schwindet, wie das Vorurteil gegen weibliche Leistungen auf geistigem Gebiete überhaupt. Die Bresche hierzu ist gelegt, einmal auf die Gleichberechtigung der Frau auf gleiche Ausbildung und durch die politische Gleichberechtigung.

Dass diese Errungenschaften ausgebaut und ausgenutzt werden, dazu kann jede Frau im täglichen Leben beitragen, einmal dadurch, daß sie sich nicht scheut, den öden Witzeleien über die geistige Minderwertigkeit zu widersprechen, wozu sie sich in jeder Gemeinschaft, in der Männer und Frauen zusammen beraten, die nötigen Unterlagen verschaffen kann (denn es ist fast in jeder Sitzung zu beobachten, daß die männlichen Äußerungen den weiblichen zwar an Quantität, aber durchaus nicht an Qualität durchweg überlegen sind!), und zweitens dadurch, daß sie selbst lebendigen Anteil nimmt an allen Fragen des öffentlichen Lebens, die ihr Gelegenheit

bieten, ihre typisch weibliche Eigenart zum Wohle des Ganzen auszuwirken.

Denn nur darauf kommt es an, daß gerade die Eigenarten, die dem Manne fehlen, und die der Frau in größerem Maße zu eigen sind, und die nicht auf dem Gebiete des Verstandes, sondern auf dem des Gemütes liegen, der Allgemeinheit nutzbar gemacht werden. Hierzu ist es aber selbstverständlich nötig, daß auch der Verstand der Frau die allerbeste Ausbildung erfährt. Dann wird wohl allmählich die Zeit noch, und zwar nicht nur bei Männern, in Erwartung tretende Auffassung schwinden, die von der Annahme aussugehen scheint, daß der dummste Mann noch immer klüger sei als die klügste Frau!

Schwamm in der Wohnung.

Von Alfred Bohnagel.

Davon weiß jeder Sachverständige viel zu erzählen, weil man bei Bautenprozessen die Ursachen den Bauleiterant zu untersuchen pflegt; dem Zimmermeister, weil die Balken noch „grün“ gewesen wären, dem Maurermeister, weil er die Deckenfüllung zu feucht hätte schütten lassen, dem Installateur, weil die Rohrleitung undicht gewesen wären, und dem Glaser, weil die Fenster nicht geschlossen hätten (obwohl eben dies die Schwammbildung sehr behindert haben würde). Dabei wissen die meisten Menschen gar nicht, was Hauschwamm ist, weil sie glauben, er müsse auch so ersichtlich sein, wie der Stockschwamm am Baumstumpf, den man mit der Hand pflücken kann. Nur dann, wenn unter dem nie verschobenen schweren Kleiderschrank die Dielen wanken oder gar durchbrechen oder wenn es in den Zimmern unablässig muffig riecht, dann steht fest, daß Schwamm in der Wohnung ist.

Zum Unterschied von andern Pilzwächsen, die ihre Feuchtigkeit aus der Luft oder sonst woher erhalten, ist Hausschwamm eine sich verinnerlichende Vermischung des Holzes, welche die allernotwendigste Feuchtigkeit aus der Zusammenwirkung mehrerer oder gar vieler Ausschwüngen des Holzes, des Gemäuers, der Deckenfüllung selbst bildet und unter Ausschlüsse der atmosphärischen Luft ihre Wurzeln in die Dielen hineingreift. Daraus ergibt sich, daß atmosphärische Luft Schwammbildung behindert und rohe Scheuerdielen oder Parkett nur selten oder nie angegriffen werden, während der jährliche Blankstrich der Fußböendielen jeden Lustaustritt abschließt und Schwamm begünstigt, zumal dann, wenn feuchte Wände, ungenügende Grundmauerisolierung und modernde Bestandteile in der Deckenfüllung vorhanden sind. Die moderne Bauweise regelt mit jedem Stockwerke aufsteigende Feuchtigkeit ab, sichert die Balken durch schützende Anstriche und verwendet faulniswidrige Materialien zur Deckenfüllung. Nun liegt es nur noch an den Hausbewohnern, und besonders an den Hausfrauen, die Zimmer nicht ängstlich zu schließen, wenn es draußen regnet oder naßhaft ist. Sie sollen vielmehr die Fenster öffnen, wenn sie scheuern lassen, und die Zimmerlüftung in jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter vornehmen.

Frauenleben — Frauenstreben.

Auch ein Frauenerfolg. Eine Schule der Tanzkunst hat, wie die „Frau“ meldet, Mary Wigman in Dresden in erweiterter Form und in einem neuen eigenen Gebäude errichtet. Bei der Eröffnungsfeier konnte sie über die Entwicklung ihrer Kurse berichten, daß seit nach ihrer Berufung nach Dresden im Jahre 1920 mit der Ausbildung besonderer Schülerklassen in einer alten Waschküche begonnen worden ist, die Schule sich heute zu einer Anstalt mit rund 1500 Schülern entwidmet hat. Die Schule ist mit Unterstützung der Stadt Dresden jetzt in dieser Form zustande gekommen. Als letztes Ziel wird die Schaffung eines eigenen Tanztheaters ins Auge gefaßt. Die ausgebildeten Schüler werden zum Teil Lehrer oder Leiter einzelner Filialen der Wigman-Schule, Mitglieder von Mary Wigmans eigener Tanzgruppe, sie begründen eigene gymnastische Kurse oder kommen als Solostänger und Tänzerinnen an das Theater. Die Ausbildungsklassen sehen auch die Schulung auf verwandten Gebieten vor, beispielsweise im Sprechchor. Seit 1924 werden auch von den Tanzgruppen der Schule eigene Touren durch das Ausland veranstaltet.